

Mönche und Nonnen sitzen nicht der Illusion auf, niemandem etwas zu schulden oder ohne Rück-Sicht leben zu können. Der Abstand zum Treiben der Welt ist für sie wie schon für Benedikt ein Weg, um sich den Menschen und den Anforderungen der jeweiligen Gegenwart neu zuzuwenden und Verantwortung zu übernehmen. Die Abfolge der „Werkzeuge für ein gutes Leben“ – der *Tools for Good Living*, wie der Australier P. Michael Casey OCSO das 4. Kapitel der Benediktsregel überschreibt – macht dies exemplarisch deutlich. Die Werke der Barm-

herzigkeit (RB 4,14–19) werden in einen engen Zusammenhang mit dem unmittelbar danach genannten „Sich-dem-Treiben-der-Welt-Fremdmachen“ sowie mit der Liebe Christi (RB 4,20–21) gestellt. Es ist oft der gesunde Abstand, das „gütige Abseits“, das neue menschliche Beziehungen, Formen verantwortungsbewussten, christlichen Miteinanders, Gastfreundschaft und damit eine „Konvivialität“ ermöglicht, in der heute auf ganz eigene Weise auch Anliegen von Illlchs sozialkritischem Klassiker *Tools for Conviviality* (1973) aufgegriffen werden können.

56 Jahre in Mittelnorwegen (1962–2018)

Präsenz und Wirken

des Säkularinstituts St. Bonifatius

von Ursula Engel

Im Herbst 1961 fragte Bischof Johannes Rüth SSCC, der damalige Administrator für das Apostolische Vikariat Mittelnorwegen, beim Institut St. Bonifatius an, ob es Mitglieder nach Levanger (Prälatur Trondheim) entsenden könnte; dort sollte eine Pfarrei gegründet und eine Kirche sowie ein Pflegeheim gebaut werden. Der Bischof hatte dem Institut die Leitung dieses Pflegeheims zugedacht und hoffte auch auf ein Engagement in der künftigen Gemeinde, die den gesamten Regierungsbezirk Nord-Trøndelag umfasste; mit 22.000 Quadratkilometer ist dieser so groß wie das deutsche Bundesland Hessen. Unter 125.000 meist lutherischen Christen lebten damals rund 30 Katholiken.

Sich verwurzeln und sich wandeln

Im Sommer 1962 wurden die ersten drei Mitglieder unseres missions-benediktinischen

Säkularinstituts ausgesandt; als Geleit erhielten sie das Wort „Fürchte dich nicht, du kleine Herde“ mit auf den Weg. Es war das erste und bis heute einzige Säkularinstitut, das in Norwegen wirkte. Zunächst ging die Reise nach Trondheim, um dort die Sprache zu lernen und mit dem kirchlichen Leben sowie der Kultur und Gesellschaft des Landes vertraut zu werden. Die drei wohnten und arbeiteten für zwei Jahre bei den Elisabethschwwestern im St. Elisabeth Hospital. Dort hatten sie reichlich Gelegenheit, an der Entwicklung ihres zukünftigen Arbeitsplatzes mitzuwirken. Die Eröffnung des Pflegeheims St. Eystein in Levanger, das damals ca. 16.000 Einwohner zählte, erregte Aufsehen. Die Öffentlichkeit war zum Teil skeptisch, dass Katholiken und dazu noch Deutsche sich hier niederlassen wollten. Auch die finanzielle Grundlage war unsicher. So kam die Arbeit nur langsam in Gang, und es brauchte Geduld. Das Kranken-

hausgesetz von 1970 brachte eine neue Dynamik, und für einige Zeit galt das Pflegeheim sogar als eine Art Modell.

Die Begegnungen mit den Menschen ergaben sich hauptsächlich durch unseren Arbeitsplatz; wir lebten mit und unter den übrigen Mitarbeitern, den Patienten und ihren Angehörigen, feierten gemeinsam mit ihnen Jahreszeiten und Feste und teilten ihre Trauer. Es folgten Einladungen zu familiären, dann auch zu offiziellen Anlässen zum Beispiel seitens der Kommune und Ökumene. Hanna Mersch, eine der ersten drei Pionierinnen, schrieb 2016 in einem Artikel: „Strategien hatten wir keine, Zurückhaltung und Takt war richtiger: die Besatzung Norwegens durch Deutschland im letzten Krieg war noch nicht vergessen und durch die jahrhundertelange Entfremdung der Konfessionen hatten sich fragile Vorstellungen übereinander eingeschlichen. Manchmal erlebten wir nach näheren Begegnungen erleichtertes Aufatmen darüber, dass die Katholiken ja ganz normale Menschen seien! – Wir wurden auch nach Gründen für unsere Präsenz befragt, ob wir Missionierungsabsichten in einem christlichen Land hätten? – Nein, wir wollten dazu beitragen, unsere Kirche präsent zu machen, an erster Stelle für die wenigen Dazugehörigen, die seit langer Zeit vieles vermissen mussten. Aber wir wollten auch gerne in der Gesellschaft mit unseren Werten etwas beitragen.“

Fast dreißig Jahre, bis 1993 leiteten wir das Pflegeheim. Auch dank der guten Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern entwickelte sich die Gestaltung und die Atmosphäre, so dass die Anerkennung in der Öffentlichkeit stetig zunahm. Gleichzeitig wuchs die 1964 gegründete Pfarrgemeinde St. Torfinn; praktisch und pastoral arbeiteten wir Mitglieder des Instituts alle ehrenamtlich mit.

Die staatlichen und behördlichen Auflagen für Heime wurden immer strikter (Brandschutz-Maßnahmen, Einzelzimmer mit Nasszellen usw.). Als die Kommune ein neues, moderneres Haus eröffnete, beschlossen wir, unser Pflegeheim zu schließen. Gleichzeitig sahen wir uns in der Verantwortung für die älteren Menschen. Um sie

aus der Isolation und Vereinsamung in ihren Häusern herauszuholen, stellten wir anstelle der bisherigen Heimplätze an fünf Tagen der Woche 25 Tagesplätze zur Verfügung. Mit Fachangestellten und sehr vielen Ehrenamtlichen, die mit uns „in die gleiche Richtung zogen“ und zu einer guten Atmosphäre beitrugen, konnten wir neben den pflegerischen Diensten ein vielseitiges kulturelles und kreatives Angebot auf die Beine stellen. Jede Woche kamen auch lutherische oder freikirchliche Seelsorger zum Gottesdienst. Aus politischen Gründen (man wollte keine privaten Einrichtungen mehr) mussten wir das Tagespflegeheim St. Eystein 2005 schließen; es gab zwar großen Widerstand in der örtlichen Bevölkerung, doch das Ende dieser Arbeit ließ sich nicht verhindern.

Gemeindearbeit bis zum Abschied

Im Laufe der Jahrzehnte hatte sich ein gutes ökumenisches Miteinander entwickelt; Türöffner dafür war unsere jährliche Teilnahme am Internationalen Gebetstag der Frauen. Auch in unserer Pfarrgemeinde blieben wir tätig. Inzwischen kamen Priester zu uns, die zwar selbst Auto fuhren, aber für die Begleitung bei den oft mehr als zweistündigen Fahrten zu den weitgelegenen Gottesdienstorten und für Unterstützung dort dankbar waren. Die Gemeinde war durch die zahlreichen Migranten und Migrantinnen gewachsen; diese Menschen waren froh, dass sie sich außer dem Priester auch einer Frau anvertrauen konnten. Wir konnten nicht nur durch aktives Zuhören helfen, sondern auch mit unserer langen Erfahrung im Land; so durften wir viele Einzelne auf ihrem Weg zur Integration mit Rat und Tat begleiten.

Ehrenamtlich organisierten wir für lange Jahre die Kinderkatechese und die Jugendarbeit in Levanger. Mit drei Kindern hatten wir angefangen, doch als 1985 die Familienzusammenführung für die Bootsflüchtlinge aus Vietnam begann, hatten wir plötzlich jeweils an einem Samstag im Monat 20 Kinder aus einem Umkreis von 50 Kilometern zur Katechese und Begegnung im Haus. Dadurch

entstand ein häufiger Kontakt zu den Familien. An dieser Aufgabe wurde uns nach und nach die große Fluktuation in unserer Gemeinde sehr deutlich: Junge Familien und Immigranten wechselten auf der Suche nach einem passenden Arbeitsplatz oft den Wohnort – und schon hatte sich die Zusammensetzung der Gruppe völlig verändert! Für die Kinder war dies eine besondere Herausforderung: Wohin sie auch kamen, erlebten sie sich in mehrfacher Weise als Minderheit.

Nachdem unsere beiden Pionierinnen, Hanna Mersch und Maria Feldhoffer, das Rentenalter erreicht hatten, zogen sie 2003 nach Namsos. Dort gab es zwar keine katholische Kirche, aber so viele Katholiken, dass es sinnvoll erschien, die Pfarrgemeinde zu unterstützen und zusammenzuhalten. Als eine der beiden Frauen schwer erkrankte und 2010 starb, kehrte die zweite wieder zur Gruppe nach Levanger zurück. Ich selbst war noch im berufsfähigen Alter, war in der kommunalen Sozialstation angestellt und arbeitete bis 2018 in der häuslichen Pflege. Unsere ehrenamtlichen Aufgaben in der Pfarrgemeinde führten wir entsprechend den verfügbaren Kräften der Einzelnen fort. Der Einsatz im lokalen Umfeld galt aber stets auch den sozialen Anliegen, denen wir auch in der Kommune mehr Aufmerksamkeit verschaffen wollten; neben anderen Diensten widmeten wir uns der Fürsorge für Demenzerkrankte und mühten uns um eine bewusste Vernetzung.

Im Sommer 2018 verließen wir als kleine missions-benediktinische Gemeinschaft Norwegen; erneut als Zelle geteilt, wurden wir an vier neue Orte gesandt. Uns bleibt eine reiche Erfahrung und die Hoffnung, dass die gestreuten Samenkörnchen aufgehen mögen: „Für das Vergangene Dank“ und ein „Ja – für das Kommende“ (Dag Hammarskjöld).

Die Sendung

„Gebt Gott, was Gottes ist und dem Kaiser, was des Kaisers ist“ – was bedeutet das für uns im Alltag? Wer ist der Kaiser – der Staat, die Regierung oder die Welt? Was bedeutet ein Leben mitten in der Welt, aber nicht von dieser Welt? Wie schwierig kann es sein, wenn wir hin- und hergezogen werden zwischen dem kontemplativen und dem aktiven Leben!

In seiner Botschaft an die Gottgeweihten sagt Papst Franziskus 2015: „Steht auf der Seite der Schwachen und Verlierer, steht ihnen zur Seite ... Ich zähle darauf, dass alle sich fragen, was Gott und die Menschen von heute von ihnen erwarten ... Nur durch eine solche Sorge um die Bedürfnisse der Welt und durch ständige Achtsamkeit auf die Eingebungen des Geistes kann das gottgeweihte Leben zu einem echten Kairos werden, einer Zeit, reich an Gottes Gnade, eine Zeit des Wandels.“

www.institut-st-bonifatius.de/
www.saekularinstitute.de/
www.cmis-int.org/de/

Leben in Gemeinschaft

Ein Weg zur Heilung

von Katarina Rask

Im Lauf der Geschichte haben Benediktinerklöster auf vielfältige Weise zum Leben der Kirche und der Gesellschaft beigetragen und tun es bis heute: Gästehäuser, Schulen, Forschung, Handwerk, künstlerisches Schaffen

und vieles mehr. Doch *ein* Beitrag ist grundlegend und wichtiger als die anderen, und er zieht sich wie ein roter Faden durch alle Kulturen: das Leben in Gemeinschaft.

Die Säkularisierung und die wachsende